

ANNIKA BRYN



TAT-
MOTIV:
UNBEKANNT

Weltbild

Ein neuer brisanter Fall für die taffe Kriminalkommissarin Margareta Davidsson ...

Ein Mordanschlag versetzt ganz Schweden in Angst und Schrecken: Beatrice Chiquin, enge Mitarbeiterin der umstrittenen Justizministerin Karin Landberg, wird schwer verletzt in den Räumen der Ministerin aufgefunden. Handelt es sich um einen politischen Anschlag oder um persönliche Rache? Die Ermittlungen in Karin Landbergs engerem Umfeld führen die Kriminalkommissarin Margareta Davidsson wieder einmal in dunkelste menschliche Abgründe ...

Margareta Davidsson

1. Die sechste Nacht
2. Tatmotiv: unbekannt
3. Rabennächte

Annika Bryn

Tatmotiv: unbekannt

Thriller

Aus dem Schwedischen von Friederike Buchinger

Weltbild

Annika Bryn, geboren 1945 ist eine schwedische Journalistin, Schriftstellerin und Krimiautorin.

Sie wuchs als Kind einer Schwedin und eines Norwegers, der im Widerstand gegen die deutsche Besatzung gekämpft hatte, in Schweden auf. Bereits im Alter von neun Jahren fing sie mit dem Schreiben an. Ihr größtes Interesse galt dabei psychologischen Charakterstudien. Sie studierte Komparatistik, Film, Soziologie und Theaterwissenschaften. Heute lebt und arbeitet sie als freischaffende Journalistin in Stockholm.

Die schwedische Originalausgabe erschien unter dem Titel Brottsplats Rosenbad.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © by Annika Bryn

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2006 by Penguin Random House Verlagsgruppe
GmbH, München

Übersetzung: Friederike Buchinger

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-112-8

Für meine geliebten Kinder
Ulf und Peter

Vor dreißig Jahren

Zuerst bemerkte er den Geruch. Rauchgeruch.

Die ersten Sekunden registrierte er das nicht, denn er konzentrierte sich ganz auf sein Training. Vor ein paar Wochen war er fünfzehn geworden, und sein Körper hatte begonnen, sich von dem eines Jungen in den eines Mannes zu verwandeln. Von Hilflosigkeit zu Selbstbestimmung. Er hatte mit einem Eifer zu trainieren begonnen, von dem er nicht gewusst hatte, dass er ihn in sich trug – er joggte, stemmte Gewichte, machte Liegestütze.

Es war Sommer. Die Sonne schien durch die Bäume auf die Wiese vor dem Haus. Die Erwachsenen waren in die Stadt gefahren. Er und sein Bruder waren allein. Er stand in Shorts vor dem offenen Fenster und stemmte seine Hanteln. Seine Armmuskeln schmerzten, aber er ignorierte den Schmerz und machte verbissen weiter.

Der Rauch schwebte in feinen Schlingen durch das Fenster. Als er ihn bemerkte und Panik in ihm aufstieg, ertönte der Schrei. Ein schriller, gellender, furchterregender Schrei.

Er raste durch das Haus, die Hanteln noch immer in der Hand, auf die Auffahrt. Der Schrei hielt an. Er kam aus dem Waldstück hinter dem Nebengebäude.

Er rannte an gepflegten Beeten und Obstbäumen vorbei in den Wald hinein.

Hier zwischen den Bäumen war es kühler. Der Boden war noch mit dem Laub des Vorjahres bedeckt. Der Rauch mischte sich mit dem erdigen Geruch des trockenen Bodens.

Vor ihm stand sein Bruder, grinsend. Zu seinen Füßen lag ein kleiner, schwarzer, halb verbrannter Körper. Er zuckte noch. Im Tageslicht waren die Flammen kaum zu sehen.

Der Schock traf ihn wie ein Hammerschlag. Er sprang neben die brennende Ratte, schlug mit der Hantel, trat mit den Füßen nach ihr, um sie von ihrem furchtbaren Schmerz zu erlösen. Es dauerte etwa fünf Sekunden, das Tier zu töten, aber ihm kamen sie wie fünf Stunden vor.

Als es endlich vorbei war, rührte sich die verbrannte Ratte nicht mehr. Ihr Anblick war abscheulich. Er selbst hatte sich an den nackten

Armen und Beinen verbrannt, aber er spürte davon nichts. Er ließ die rußige Hantel fallen, an der nun Blut und Haare von der Ratte klebten, und starrte seinen drei Jahre älteren Bruder an. Er hatte sich an einen Baumstamm gelehnt, die Hände in den Taschen seiner Jeans vergraben, und lächelte überlegen. Befriedigt.

Er stürzte sich auf ihn. Schlag, schrie, versuchte ihn zu Boden zu werfen. Der Bruder lachte über seine verzweifelnde Wut. Ein paar Sekunden verstrichen, ehe er sich zu verteidigen begann.

Es endete damit, dass er selbst am Boden lag. Tränen liefen seine Wangen herunter. Sein Bruder saß mit seinem ganzen Gewicht auf seinem Bauch und hielt seine Arme fest. Jetzt hatte er aufgehört zu lachen, und seine sonst so trügerisch freundlichen Augen funkelten gereizt und gefährlich. Dann spürte er die Ohrfeige. Mehrere.

»Kein Wort über das hier, du kleiner Scheißer. Verstanden?«

Er weigerte sich aufzugeben. Er war zu geschockt und wütend, um Angst zu haben.

»Ich sollte dich im Schlaf erschlagen, du gemeiner Hund!«, zischte er.

Der Bruder lachte. Er packte sein Kinn und drückte seinen Kopf nach hinten.

»Du bist ein großmäuliger, kleiner Haufen Scheiße. Was zum Teufel kümmert dich eine Ratte? Jeden Tag isst du Tiere. Trägst Schuhe aus Tierleder. Wehe, du kannst deine Klappe nicht halten. Es würde dir sowieso niemand glauben, keiner hier kann dich leiden. Hast du mich verstanden?«

Er wusste, dass das die Wahrheit war. Der Kadaver würde im See landen, und niemand würde ihm glauben. Er konnte nur sich selbst vertrauen.

Er befreite sich aus dem Griff seines Bruders, stand auf und zog die Nase hoch. Der Wald um sie herum war still. Kein Vogel war zu hören. Der nächste Nachbar wohnte mehrere Kilometer entfernt.

Es war halb drei Uhr nachmittags. Bis die Erwachsenen zurückkamen, dauerte es noch Stunden, und ein Lebewesen war gerade einen Tod voller Angst und Pein gestorben.

»Ich werde dich für den Rest deines Lebens im Auge behalten«, warnte sein Bruder drohend. »Wenn du einen Mucks machst, gibt das

ein böses Ende. Dann mache ich dich fertig.«

Er schwieg, hob seine Hanteln auf und ging.

Ich sollte diese Bestie im Schlaf umbringen, dachte er, als er zwischen Rosen- und Tagetesbeeten zurück zum Holzhaus ging. Dieser Bruder hatte kein Recht zu leben.

Jetzt

Montagvormittag. Um 10 Uhr stand Rechtsanwalt John Danielsson im Warteraum des Gefängnisses.

Der Vollzugsbeamte betrachtete ihn mit respektvollem Lächeln. Er zögerte einen Moment – eigentlich durfte er nicht mit Besuchern reden –, aber er musste ihn einfach ansprechen. Außerdem waren sie sich bereits mehrmals begegnet.

»Sie sehen viel kleiner aus als im Fernsehen«, sagte er. »Man denkt aber, Sie müssten viel größer sein.«

»Ja, das habe ich schon öfter gehört«, antwortete John, der eins einundsiebzig groß war. »Aber auf die Größe kommt es ja schließlich nicht an, wie es so schön heißt.«

Der Beamte schnitt eine verständnisvolle Grimasse. Er selbst maß mindestens eins fünfundachtzig, ein kräftiger Bursche um die dreißig, mit blondem, kurz geschnittenem Haar und geröteten Wangen. Das Hemd spannte über seinem üppigen Bauch. Er strahlte rundum Freundlichkeit aus, aber dennoch fühlte sich John in seiner Gesellschaft unwohl. Er weckte unerfreuliche Erinnerungen an andere kräftige junge Männer mit bedeutend schlimmeren Absichten in ihm.

»Ich kann es nicht glauben, dass Sie hier sind, um ihn zu besuchen«, fuhr der Beamte fort, während er die Tasche des Anwalts entgegennahm und sie beiseite legte.

»Ich auch nicht. Aber er gibt ja keine Ruhe.«

»Ein zäher kleiner Teufel. Aber eigentlich könnte Ihnen das doch egal sein, nach allem, was er Ihnen angetan hat.«

»Da haben Sie Recht, aber jetzt bin ich schon mal da.«

»Das ist wirklich nett von Ihnen. Verdammt nett.«

Der Beamte nickte, schloss die Tür auf und ging vor ihm den Korridor entlang. Das Besuchszimmer war eine umgebaute Zelle älteren Datums. John ging hinein und setzte sich auf das Sofa. Er war schon oft hier

gewesen, aber das lag etliche Jahre zurück. Zum letzten Mal bevor er die Strafverteidigung aufgegeben hatte. Er hatte den trostlosen Anblick von Fenstern, die man nicht öffnen kann, von verschlissenen Polstermöbeln, von Tischen, auf denen zahllose Coladosen und Zigaretten ihre Spuren hinterlassen hatten, und von dem abgestandenen Geruch nach Testosteron und Verzweiflung vergessen.

Er stützte die Ellenbogen auf den Couchtisch und verbarg das Gesicht in den Händen. Anne hatte es idiotisch gefunden, hierher zu fahren. Nicht weil sie Andreas Landström hasste, sondern weil sie Angst um John hatte. Er war ganz ihrer Meinung. Er fragte sich, was zur Hölle er hier tat, welcher masochistische Trieb ihn hierher gebracht hatte und warum Andreas ihn unbedingt treffen wollte. Weil er eine Wiederaufnahme des Verfahrens anstrebte? Selbst wenn, er hatte keinesfalls die Absicht, sich zu etwas Derartigem überreden zu lassen. Wahrlich nicht.

Auf dem Korridor hallten Schritte, und ein blonder, schmaler, zwanzigjähriger Junge in Jeans und T-Shirt betrat den Raum. Er blieb auf der Türschwelle stehen. John richtete sich auf und lehnte sich zurück.

»Hallo, Andreas«, sagte er.

»Hallo.«

Trotz seiner übertriebenen Lässigkeit wirkte der Junge angespannt. Er setzte sich in einen Sessel schräg gegenüber von John und streckte seine langen, dünnen Beine aus. Abwartend musterte er seinen Besuch.

»Bei unserer letzten Begegnung hast du mir einen Gegenstand auf den Kopf geschlagen. Oder das vorletzte Mal. Also nicht bei der Gerichtsverhandlung.«

John verzog das Gesicht. Er hatte keine Lust darauf einzugehen. Der Vorfall lag jetzt fünf Monate zurück, und er hatte sich lange genug mit seinem Trauma, das die Entführung ihm beschert hatte, gequält.

»Also, was willst du?«, fragte er.

Der Junge zuckte mit den Schultern.

»Weiß nicht. Bisschen reden.«

»Okay, hier bin ich. Rede.«

Es wurde still.

»Oben in Gransele hast du dich mit mir unterhalten«, sagte Andreas schließlich vorwurfsvoll, als erwarte er, dass John eine zwanglose Konversation eröffne. »Da standen wir nicht auf derselben Seite, aber wir haben geredet.«

Es wurde wieder still. Andreas schaute aus dem Fenster, und John tat es ihm nach. Es war ein sonniger Morgen gewesen, aber jetzt zogen Wolken am Himmel auf. Es war Anfang Oktober. Auf dem Weg hierher war John durch Wälder gefahren, in denen schon die ersten roten und gelben Blätter leuchteten. Vorbei an graubraunen, lehmigen Äckern. Vor diesem Fenster hier waren keine Baumkronen zu sehen. Jedenfalls nicht wenn man saß. Nur der Himmel. Er seufzte.

»Weißt du eigentlich, dass ich darüber nachgedacht habe, dich zu befreien?«, fuhr der Junge fort. »Ich dachte, wir können einen der Jeeps nehmen und abhauen.«

»Aber getan hast du es nicht«, entgegnete John. »Und es sind Menschen ums Leben gekommen.«

Andreas runzelte die Stirn. Er wippte nervös mit einem Fuß hin und her.

»Ich habe sie nicht umgebracht«, erwiderte er vorwurfsvoll. »Ich habe nur dich bewacht.«

»Hör zu, wenn du den Leuten einreden willst, dass du unschuldig bist, dann tu das«, sagte John müde. »Das ist mir egal. Aber versuch das nicht bei mir. Ich war dort, ich weiß, was passiert ist. Du bist wissentlich und vorsätzlich in eine nazistische Organisation eingetreten, die Menschen umgebracht hat, und du hast sie erst verlassen, als sie gesprengt wurde. Ohne solche Typen wie dich hätte das wandelnde Gespenst Clarence Malmberg niemals Erfolg gehabt. Du bist keine zwölf mehr, du bist über zwanzig. Das hier ist das richtige Leben und kein B-Movie. Du hast deine Wahl selbst getroffen, und die Folge davon ist, dass acht Menschen tot sind und du jetzt hier sitzt.«

»Ach ja, und was soll ich deiner Meinung nach jetzt damit anfangen? Mich schuldig fühlen? Mir das Leben nehmen?«, hielt Andreas starrsinnig dagegen.

John hatte plötzlich große Lust, diesem selbstgerechten Kerl eine reinzuhauen, und er überschlug, welche Strafe ihm dafür blühen

würde. Wahrscheinlich gar keine. Aber das war es trotzdem nicht wert.

»Ich habe eine Frau, die heißt Anne, und eine Tochter, die heißt Miriam«, sagte er. »Sie ist fast vierzehn. Deine Freunde haben die beiden gejagt, und du wusstest davon. Wäre Anne nicht so hart im Nehmen, dann wären die beiden jetzt nicht mehr da, genau wie ich. Und du fragst mich, ob du dich schuldig fühlen sollst? Nun, von mir aus musst du dich nicht umbringen, wenn es das ist, was du wissen willst. Es hat schon ausreichend Tote gegeben, einer mehr macht es nicht besser. Aber das ist nicht meine Sache, Andreas. Was du mit dem Rest deines Lebens anstellst, liegt ganz allein bei dir!«

Andreas schwieg mit zusammengepressten Lippen und wippte fortwährend mit den Füßen. Seine fahlen Wangen hatten sich hellrot gefärbt.

»Und solltest du vorhaben, erneut vor Gericht zu gehen, dann rechne nicht mit mir«, fügte John hinzu. »Ich hoffe wirklich, dass du mich nicht deshalb gebeten hast herzukommen.«

Der Junge sah enttäuscht aus, dann lief sein Gesicht plötzlich flammend rot an.

»Was zum Teufel denkst du von mir?«, schrie er. »Glaubst du wirklich, ich hätte dich angerufen, damit du mich verteidigst?«

»Ich habe keine Ahnung, warum ich herkommen sollte.«

»Du hast dermaßen auf mich eingeschlagen, dass ich eine Gehirnerschütterung gehabt habe!«

»Ja, und ich war wirklich wütend auf dich, weil du mich dazu gezwungen hast, aber ich würde es wieder tun. Ich hätte dich sogar erschossen, wenn es nötig gewesen wäre. Findest du, das ist ungerecht?«

Der Blick des Jungen verdüsterte sich, und Tränen traten ihm in die Augen. John bereute fast, was er gerade gesagt hatte, es war brutal. Aber er hatte nicht die Kraft, sich jetzt zu entschuldigen.

»Vielleicht bin ich nicht der richtige Gesprächspartner für dich«, meinte er. »Von mir hörst du nur die Wahrheit.«

Er sah auf die Uhr. Fünf Minuten waren mit diesem seltsamen Stakkato-Gespräch vergangen. Vermutlich sollte er noch bleiben und versuchen, die Wogen zu glätten.

»Also, fangen wir nochmal von vorne an. Was willst du?«, fragte er.

»Einfach reden! Wie ich gesagt habe.«

»Okay. Worüber willst du reden? Wie ist das Essen?«

»Geht so.«

»Wie läuft es mit den anderen Gefangenen?«

»Einigermaßen. Die Hälfte sind ja Ausländer. Und dann noch die drei alten Knacker, die wegen Mordes sitzen. Einer von ihnen versucht die ganze Zeit, die anderen dazu zu bewegen, sich zu bessern. Ich glaube, er ist fromm geworden. Aber die anderen beiden sind echt lebensgefährlich.«

»Hast du etwas zu tun?«

»Ich arbeite in der Schreinerei. Und außerdem habe ich vor zu pauken.«

»Aha. Ja, das ist gut, nehme ich an.«

»Was ist mit diesem Schnüffler, der undercover war?«, fragte Andreas. »Dieser harte Hund, der geschossen hat?«

»Kent Johansson? Keine Ahnung.«

»Ich dachte, ihr wärt die weltbesten Freunde geworden.«

John schüttelte abwesend den Kopf. Wieder entstand eine Pause.

»Wenn du weißt, wo sich die anderen aufhalten, die noch auf freiem Fuß sind, solltest du das der Polizei erzählen«, sagte er.

»Das weiß ich aber nicht.«

»Würdest du darüber reden, wenn du es wüsstest?«

Andreas zögerte. Er legte die Hände auf die Knie.

»Das würde ich wohl«, antwortete er schließlich.

John hatte genug. Er stand auf. Andreas auch.

»So, nun haben wir uns getroffen«, sagte John. »Ich fahre jetzt.«

»Kommst du wieder?«

John blickte in die hellen Augen und versuchte herauszufinden, was in diesem Kopf vor sich ging. Was zum Teufel wollte dieser Junge?

»Ich weiß nicht«, erwiderte er und ging durch die Tür.

Er ging zu dem Beamten zurück, ohne sich umzusehen, nahm seine Tasche und eilte auf den Parkplatz. Auf der Rückfahrt nach Stockholm fragte er sich, was er da eigentlich getan hatte. Es tat ihm Leid, dass er mit diesem Kommentar reagiert hatte, er hätte auch geschossen wenn

nötig. Er hoffte, dass er den Knaben damit nicht ermuntert hatte, sich das Leben zu nehmen. Aber schließlich war Andreas erwachsen. Mündig. Er konnte nicht damit rechnen, beschützt zu werden – schon gar nicht von seinem Opfer.

In der Innenstadt musste er im Parkhaus in der Regeringsgatan kreisen, ehe er ganz oben auf dem Dach einen freien Platz fand. Er stieg aus dem Auto, blieb einen Augenblick in der kühlen Luft stehen und blickte über die angrenzenden Häuser. Der Himmel war schwer und grau, und die ersten Regentropfen machten die Luft dunstig. Unten auf der Straße liefen die Passanten zwischen Einkaufszentrum, Akademibokhandeln und Kungsträdgården hin und her, als gäbe es keine Sorgen auf der Welt. So waren sie auch im Mai, vor fünf Monaten, hier entlanggeeilt, vollauf mit sich beschäftigt, während er eingesperrt war und Anne mit Miriam in Dalarna unterwegs war, ohne zu ahnen, dass sich der Tod an ihre Fersen geheftet hatte. So würde es auch sein, wenn er irgendwann den Löffel abgab.

Genau so. Das Leben ging weiter. Er verscheuchte die düsteren Gedanken und spazierte zu der kleinen Anwaltskanzlei, die er zusammen mit seiner Frau führte. Ihre jüngere Kollegin, die rundliche Gina, war da, genau wie Lotten, die Sekretärin, stets braungebrannt und gut gelaunt. Und Anne. Seine Truppe.

Die Tür zu Annes Zimmer stand offen. Sie unterhielt sich mit einem Mandanten, ihre Augen funkelten lebhaft. Im Frühjahr war sie müde und gestresst gewesen. Jetzt, nach dem langen Sommer, in dem sie sich alle zusammen ausgiebig erholt hatten, war sie fast wieder ganz die Alte. Sie bemerkte ihn und lächelte. Bat den Mandanten um Entschuldigung, stand auf und ging zu ihm.

»Wie war es?«

Er verzog das Gesicht.

»Ich lebe noch.«

»Was hat er gesagt?«

»Eigentlich hat er gar nichts gesagt, außer dass er niemanden umgebracht hat. Wir saßen mehr oder weniger nur rum.«

»Wirst du wieder hinfahren?«

»Keine Ahnung. Am liebsten nie mehr.«

Sie umfasste seinen Nacken, zog seinen Kopf zu sich heran und küsste ihn. Ihre Lippen waren warm und weich, und er fühlte sich gleich besser. Er ging in sein eigenes Büro, setzte sich an den Schreibtisch und holte tief Luft.

Das Leben ging weiter. Bald würde er mit Anne Mittagessen gehen. Am Nachmittag erwartete er noch ein paar Mandanten, dann würde er mit Anne nach Hause fahren und zusammen mit Miriam das Abendessen zubereiten. Sie würden alle drei zusammensitzen und sich unterhalten, später waren er und Anne auf das Fest eines Anwaltskollegen eingeladen. Wahrscheinlich eine eher förmliche Feier.

Es war einfach ein ganz gewöhnlicher Montag auf dieser Welt. Sonst nichts.

Um halb vier Uhr nachmittags desselben Tages saß der Fahnder Kent Johansson in seinem Büro im Polizeipräsidium und blickte auf den neuen Anbau, der wie ein riesiger Klotz im Hof aufragte. Er war nicht schön, und er wurde auch dadurch nicht schöner, dass der Regen an ihm herunterlief.

Fünf Monate waren vergangen, seit Kent in Norrland zwei Schuss auf einen Mann abgefeuert hatte. Der Mann war gestorben, aber es war ganz eindeutig Notwehr gewesen. Er war also ungeschoren davongekommen. Die interne Untersuchungskommission hatte ihn freigesprochen, genau wie alle erwartet hatten.

Die Ermittler standen auf seiner Seite, aber dennoch waren sie ihm mit einer gewissen Vorsicht begegnet. Wieder andere Polizisten fassten ihn mit Samthandschuhen an, als wäre er eine Bombe, die jeden Moment hochgehen konnte. Er hatte zwar schon immer gefährlich ausgesehen, und mit den Jahren war dieser Eindruck noch stärker geworden. Er hatte Erfahrungen gesammelt, die ihre Spuren in seinem Gesicht hinterlassen hatten. Aber die Tage dort oben, mit einer Horde Nazis und einem entführten Anwalt in ein Haus mitten in der Wildnis eingeschlossen, hatten seinen Augen eine besondere Wachsamkeit verliehen. Zwischen ihm und den anderen war ein seltsames Vakuum entstanden. Er merkte, wie sie mit aufmunternden Blicken und vorsichtigen Scherzen ihr Bestes gaben, um ihn in die Gruppe

zurückzuholen. Er kannte den Jargon seit vielen Jahren, er fühlte sich wohl damit, und er benutzte ihn gern. Er versuchte zurückzukommen. Aber es funktionierte nicht richtig.

Man hatte ihm angeboten, mit einem Psychologen zu reden, aber er hatte darauf verzichtet. Im Juni war es an der Fahndungsfront ziemlich friedlich gewesen. Im Juli war er mit seinem guten Freund Arvid, den er seit Kindertagen kannte, zum Fischen gefahren. Arvid hatte keine Fragen gestellt, das tat er nie. Möglich, dass er aus Weisheit schwieg, denn vielleicht hätte er Antworten erhalten, die ihm nicht gefallen hätten. Aber er hatte seine Anteilnahme gezeigt, indem er, statt der üblichen Bier-und-Schnaps-Geselligkeit, das erste gemeinsame Abendessen zubereitet und eine Flasche guten Rotwein aufgemacht hatte. Ein wenig Festlichkeit, um zu feiern, dass Kent noch unter den Lebenden weilte. Kent war richtig gerührt gewesen.

Anschließend war er für zwei Wochen allein nach Thailand gereist und die aufgeräumten Strände entlanggelaufen, wo der Tsunami vergangene Weihnachten tausende Menschenleben gefordert hatte. Auch zahlreiche schwedische Urlauber, die hier in der Sonne gelegen hatten, waren darunter gewesen. Er hatte das Gefühl, ihre Schatten im gleißenden Sonnenlicht zu sehen, und erinnerte sich an seinen hilflosen Zorn darüber, wie ungeschickt sein eigenes Land auf die Katastrophe reagiert hatte. Während freundliche Thailänder den geschockten Überlebenden mit Essen, Geld und Kleidern halfen, hatten sich seine Landsleute, der Staatsminister, der Außenminister, sein Ministerium und die Botschaften, auf Sri Lanka ebenso wie in Bangkok, als völlig unfähig erwiesen. Kent ließ den Sand durch die Finger rieseln und dachte daran, dass damals niemand unverzüglich einen Rettungsplan auf den Weg gebracht hatte und dass die Katastrophenhelfer Tag um Tag in Schweden festsäßen, während die Opfer in der asiatischen Hitze vergebens auf sie warteten. Unsere Zukunft liegt in den Händen von Papiertigern und Windbeuteln, dachte er resigniert. Die haben keine Ahnung vom Leben. Die Minister hatten in die Kameras geblinzelt und gesagt: »Aber es ist doch so weit weg«, als lebten sie immer noch in den Fünfigern. Es war unglaublich.

Er erinnerte sich, wie der Botschafter auf Sri Lanka den Opfern

gegenüber sogar unfreundlich geworden war, den erschütterten Menschen nicht einmal eine Tasse Kaffee anbot, von finanzieller Hilfe oder einer Unterkunft ganz zu schweigen, obwohl ihnen nichts als die Badekleidung geblieben war, die sie trugen, als die Welle kam. Die Trennung zwischen jenen, die redeten, und jenen, die handelten, war mit einem Mal messerscharf. Die schwedische Regierung entpuppte sich als eine Horde von Schaumschlägern, während nette Menschen plötzlich Kräfte in sich entdeckten, von denen sie nichts geahnt hatten. Sie hatten sich sofort formiert. Kauften von ihrem eigenen Geld Hilfsgüter, unterstützten Trauernde, verliehen ihre Handys, suchten eigene Angehörige und fremde Tote unter hunderten von Leichen. Versuchten, Ordnung in das Chaos zu bringen.

Der nächste Schock hatte das Land fast unmittelbar danach heimgesucht, als ein Sturm kilometerweit Wälder zerstört und zehntausende Menschen von der Stromversorgung abgeschnitten hatte. Und dieses Mal war es die Energiegesellschaft, die in die Bredouille geraten war. Während die Bevölkerung Woche um Woche unter Einsatz ihres Lebens Bäume fortschaffte, die über den Straßen, Stromleitungen und Häusern lagen, während sie evakuierten und versuchten, Menschen in Not zu helfen, reiste der staatliche Energieversorger Vattenfall nach Norwegen und kaufte mit seinen Milliardengewinnen andere Gesellschaften auf, statt seine eigenen Leitungen in der Erde zu vergraben und das Elektrizitätsnetz aufzurüsten. Es dauerte Monate, bis der Strom zurückkam. Und das mitten im Winter.

Kent spürte den stechenden Geschmack von Bitterkeit im Mund, als er daran dachte. Er wollte stolz sein auf sein Land, aber er fand, dass die Maske jetzt definitiv gefallen war und die Bananenrepublik zum Vorschein gebracht hatte, deren Existenz er schon lange vermutet hatte. Ein Land, in dem die dümmsten, handlungsunfähigsten, wirklichkeitsfernsten Menschen an der Macht saßen und sich noch dümmere, noch handlungsunfähigere Untergebene aussuchten. Was zählte, war der Schein, nicht das, was tatsächlich getan wurde. In den Konzernen wie in der Regierung gleichermaßen. Das Land lebte in einem Traum. Seine Organisation funktionierte nicht mehr. Es hatte Risse

bekommen und war im Begriff auseinander zu brechen.

Er hatte versucht, all das zu verdrängen und seine Ferien zu genießen. Er war zum ersten Mal in Asien gewesen. Auch wenn Thailand im Juli vielleicht nicht unbedingt die beste Idee gewesen war, die man haben konnte. Es war unbarmherzig heiß gewesen, und die Sonne hatte den Sand so leuchten lassen, dass ihn das Licht ständig blendete, als wäre er verkatert. Aber gleichzeitig hatte die Wärme eine Art reinigende Wirkung gehabt. Er tat nichts, außer in alten Shorts herumzuschlendern, in die Ferne zu blinzeln, zu schwimmen, zu essen, sich massieren zu lassen und zu hoffen, dass er auf diese Weise mithalf, die angeschlagene Tourismusbranche wieder zu beleben.

Für wenige Augenblicke hatte er sich erlaubt, darüber nachzudenken, wie es gewesen wäre, Margareta Davidsson hier in Thailand an seiner Seite zu haben. Eine Kollegin aus einer anderen Abteilung, die Frau, in die er verliebt war, seit er sie vor fünfzehn Jahren, als ihr Mann noch lebte, das erste Mal gesehen hatte. Es wäre schön gewesen, sie lachen zu sehen, fröhlich am Strand. Allein der Gedanke, sie frei zu sehen, frei von ihrem Job als Ermittlerin im Morddezernat.

Sie nachts zu lieben. Er sah sie vor sich – die blonden Haare, die erwartungsvollen Augen. Die zarten Lachfalten. Ihr schlanker Körper. Die Wärme, die dort irgendwo unter der Oberfläche ruhte.

Meist schob er den Gedanken schnell beiseite. Manchmal durfte er bleiben. Er fragte sich, wie sie reagieren würde, wenn sie wüsste, was in seinem Kopf vorging. Ein paarmal hatte er im Laufe der Jahre ein plötzliches Gefühl von Verständnis und Anziehung zwischen ihnen zu spüren geglaubt. Aber er war nicht sicher. Und er hatte nie etwas gesagt. Sie waren so verschieden, es schien unmöglich, einen gemeinsamen Ausgangspunkt zu finden.

An einem Abend war er zum Tanzen in eine Diskothek gegangen. Sie wurde zu neunzig Prozent von jugendlichen Touristen besucht, vereinzelt gab es auch ein paar verirrte, aber ausgelassene Gäste in den besten Jahren. Drei, vier junge Thailänderinnen saßen an der Bar. Er hatte nicht die leiseste Absicht, sich Sex zu kaufen, er hielt Prostitution für eine einzige große Tragödie, aber er tanzte mit einer von ihnen, er,

der sicher seit zehn Jahren nicht mehr getanzt hatte. Das Mädchen reichte ihm nur bis zur Taille, jedenfalls fühlte es sich so an, aber im Gegensatz zu seinen großen, starken Kollegen schien sie keine Angst vor ihm zu haben.

Sie schoben sich durch die grölende, schwitzende Menge. Dann setzten sie sich und unterhielten sich. Er gab ihr einen Drink aus und dachte darüber nach, sie am nächsten Abend zum Essen einzuladen. Aber eigentlich wollte er am liebsten allein sein und hatte die Einladung nie ausgesprochen. Stattdessen hatte er sich gegen ein Uhr entschuldigt und war zurück zum Hotel gegangen.

Wenn sie sich wieder getroffen hätten, was hätte er ihr erzählen sollen? Dass er eine Nazi-Organisation unterwandert hatte? Dass er in einem Käfig im Keller gesessen und auf den Tod gewartet hatte? Dass er einen Mann erschossen und zugesehen hatte, wie er starb?

Er ging nicht wieder in die Diskothek. Am nächsten Tag schwamm er ins Meer hinaus. Das warme, gefährliche Meer.

Erst als er zweihundert Meter vom Ufer entfernt war, bemerkte er die Strömungen. Als käme unmittelbar unter der Oberfläche plötzlich Leben in das Meer und zöge ihn mit sich hinaus, beharrlich und mit unerwarteter Kraft. Es gelang ihm, die drohende Panik zu unterdrücken, diagonal auf eine Landzunge zuzuschwimmen und das gefährliche Gewässer hinter sich zu lassen. Fast einen Kilometer vom Touristengedränge entfernt erreichte er einen Strand und stolperte an Land, erschöpft und in jedem einzelnen Muskel lahm.

Erst als er keuchend im Sand lag und in den strahlend blauen Himmel sah, kam ihm der Gedanke, dass er auch eine andere Wahl hätte treffen können. Er hätte bewusst dort draußen bleiben können.

Er hatte genug vom Urlaubmachen. Als er nach Stockholm zurückkam, war gerade eine Hitzewelle zu Ende gegangen. Er spazierte durch die Straßen, ehe er sich entschied, ins Präsidium zurückzukehren und sich die restlichen Ferien für den Herbst aufzuheben. Vielleicht im November. Dann hatte er sich in die Arbeit gestürzt, und die Tage waren wie im Flug vergangen.

Ende August begannen die Gerichtsverhandlungen, und im September hatte er Margareta ein paarmal flüchtig gesehen. Die

Nazigeschichte war ihr Fall gewesen, und jetzt, wo alles endlich vorüber war, wirkte sie beschäftigt und bemerkte ihn nicht. Sie bewegte sich mit neuem Optimismus, als hätte der Sommer ihr neue Kräfte verliehen. Vielleicht kam sie über den Tod ihres Mannes hinweg, inzwischen war es über fünf Jahre her, dass sie ihn verloren hatte. Wenn es so war, freute er sich für sie, aber es schuf zugleich Abstand. Wie auch immer, sie schien bereit, alles hinter sich zu lassen und vorwärts zu gehen. Während er immer noch auf derselben Stelle trat.

Er löste den Blick von dem hypnotisierenden Regen. Ausnahmsweise war er früh fertig. Eigentlich sollte er gehen und seine alte Freundin Carina besuchen, was er schon oft aufgeschoben hatte. Sie hatte im Mai einen neuen Job als Empfangsdame in einem Hotel gefunden, gerade als er sich aus Stockholm abgesetzt hatte. Nachdem er zurückgekommen war, hatten sie sich nur ein einziges Mal getroffen. Sie hatten in einem Café unter den Ulmen des Kungsträdgård gesessen, unter jenen Bäumen, die im Großen und Ganzen das Einzige waren, was die Stockholmer von all dem gerettet hatten, was die Bürgermeister in den Sechzigern und Siebzigern abgerissen haben. Die Spuren der Motorsägen waren noch in der Rinde einiger Stämme zu sehen, aber die Bäume, von denen 1971 schließlich behauptet worden war, sie wären am Absterben, lebten mehr als vierunddreißig Jahre später immer noch. Vierunddreißig Jahre hatten sich die Einwohner an ihnen erfreuen dürfen.

Er hatte in einer lauen Sommerbrise unter ihren hohen Kronen gesessen und abwechselnd Carina und den langen Kai von Söder, auf der anderen Seite des Mälaren, angesehen. Im Frühling war Martin Barfors mit ihm dorthin gefahren. Er erinnerte sich an die Möwen, an das schmutzige Wasser und den Geruch des alten, fensterlosen Fiat-Transporters. Dann an Martins Gesicht, als sie im Wageninneren am Boden gesessen hatten und er den Flachmann hervorgeholt und ihm gegeben hatte.

»Zum Wohl!«, hatte Martin gesagt, und ihm war nichts anderes übrig geblieben, als zu trinken. Dieses Gesicht war das Letzte, was Kent für viele Stunden gesehen hatte, das feixende Gesicht, das sich langsam auflöste, als die Droge im Schnaps ihre Wirkung tat und er sich fragte,

ob das sein Ende sein sollte, ob sie ihn enttarnt hatten, ob alle Entscheidungen seines Lebens im Grunde falsch gewesen waren.

Wie mochte Martins Gesicht jetzt aussehen? Es war nicht mehr sein Gesicht. Seit fünf Monaten lag er jetzt in der Erde.

Er beschloss, dass Carina noch warten musste. Er nahm seine Jacke, hastete durch den Oktoberregen und ein nahendes Gewitter und nahm die U-Bahn zum Hötorget.

Als er auf der Rolltreppe aus der Unterwelt ans Tageslicht fuhr, hatte es aufgehört zu regnen. Er stand unschlüssig vor der Konzerthalle, bis ihm die Idee kam, irgendwo etwas essen zu gehen. Vielleicht ein Restaurant in den Kungshallen? Aber eigentlich hatte er keinen großen Hunger. Also ging er zu McDonalds, um einen Hamburger zu kaufen, Sättigungsmasse, die er sonst zu vermeiden suchte.

Nachdem er das Essen hinuntergeschlungen hatte, überquerte er den Hötorget, wo die Verkäufer schon die letzte Runde eingeläutet hatten, ehe die Geschäfte für heute zu Ende gingen, stellte sich in die Schlange vor das Sergel-Kino und ergatterte eine Eintrittskarte für den neuesten Tom- Cruise-Film.

Er hatte keinen guten Platz mehr bekommen, und die Klimaanlage blies ihm kalte Luft um die Ohren. Konnten die sich nicht damit begnügen, ihre Polarwinde, die den Kinos in der südlichen Sahara angemessen waren, erst während der Vorstellung in den Saal zu pumpen? Hinterher fuhr er zurück zum Fridhemsplan, stellte sich in einem Plexiglashäuschen unter und wartete auf den Bus, der ihn nach Hause nach Fredhäll brachte.

Das ist das wahre Leben, dachte er und verzog das Gesicht. Mit kranken Gedanken im Kopf direkt von der Arbeit ins Kino und dann zur Bushaltestelle.

Reflexartig suchte sein Blick die Umgebung ab und registrierte die Menschen auf den Bürgersteigen. Müde Menschen auf dem Weg nach Hause. Teenager in Cliques, die herumstanden, redeten und lachten. Ein Papa mit Kinderwagen.

Plötzlich erblickte er eine Gestalt, die ihm bekannt vorkam, einen Rücken, den er vor langer Zeit das letzte Mal gesehen hatte und von dem er wirklich nicht geglaubt hatte, dass er ihn je wiedersehen würde.

Er schärfte seine Sinne und sah genauer hin. Der Mann stand im Lichtschein des Schaufensters vor einem Zeitungskiosk und las die Schlagzeilen. Er trug einen Trenchcoat, und Kent hatte das vage Gefühl, diese Körperhaltung zu kennen.

Der Mann betrat das Geschäft und kam mit einer Zeitung wieder heraus. Jetzt konnte er ihn von vorne sehen. Doch, natürlich war er es. Älter, aber unverkennbar. Kent beschloss, sich vorsichtshalber nicht zu erkennen zu geben. Wahrscheinlich war es das Beste, die ganze Begegnung einfach zu vergessen. Er war für diesen alten Verbrecher nicht verantwortlich.

Der Mann verschwand in die U-Bahn-Station. Dann kam Kents Bus.

Ein typischer Herbstabend, dachte er, als er oben auf dem Hügel in Fredhäll ausstieg. Feucht und windig, mit dunklen Wolken die über den endlosen Himmel jagten, der Geruch von welchem Laub und beginnender Fäulnis am Boden. Auf eine merkwürdige Art war das belebend. Er kaufte im Kiosk eine Abendzeitung, spazierte nach Hause und schenkte sich in seiner Wohnung einen Whisky ein.

Es war jetzt fünf Monate her, dass er alles aus der Wohnung entfernt hatte, was ihn hätte kompromittieren können.

Aber er hatte sich noch immer nicht daran gewöhnt. Es kam ihm leer vor. Keine Fahne mehr. Keine Bücher. Aber all das befand sich unverändert in seinem Kopf. Er setzte sich mit Zeitung und Whisky auf das Sofa und machte den Fernseher an. Gleich würde der Spätfilm anfangen.

Was mache ich hier?, dachte er.

Aber natürlich kannte er die Antwort. Er wartete. Wartete darauf, dass Margareta, die nicht wusste, wer er wirklich war, zu seiner Rettung kam. Oder seinen Untergang einläutete. Entweder oder.

Aber selbst wenn sie es nicht tat, konnte er auf diese Weise immerhin leben. Hoffnungslosigkeit hätte er vielleicht nicht ertragen. Aber das Warten hielt ihn aufrecht.

Der brutale Schlag auf den Kopf ließ die Frau zu Boden sinken. Es hatte einen abscheulichen, knirschenden Laut gegeben, als die kleine, schwere, viereckige Tischuhr aus Eisen auf den Schädel traf.

Wenn sie nicht sofort tot war, dann würde sie sicher bald sterben.

Der Mann, der neben ihr auf dem Bett saß, hob ihren Kopf kurz an und ließ ihr dickes Haar wieder los. Leblos fiel die Frau auf das Bett zurück. Er machte die Lampe auf dem Tisch wieder an, zog ein Taschentuch aus der Tasche und wischte die Uhr ab. Jugendstil, dachte er.

Dann hob er ihre Beine an, so dass sie ganz auf dem Bett lag. Blut lief aus der Wunde. Soweit er sehen konnte, hatte er nichts davon abbekommen, aber zur Sicherheit ging er ins Badezimmer, drückte mit dem Ellenbogen den Lichtschalter und sah sich im Spiegel an. Nichts. Es hatte ein paar Sekunden gedauert, bis die Wunde auf ihrem Kopf zu bluten begonnen hatte. Natürlich würde er trotzdem duschen und seine Kleidung verschwinden lassen müssen.

Er sah sich noch einmal in dem spartanischen Raum um, löschte dann die Tischlampe, vergewisserte sich, dass vor der Tür die Luft rein war und schloss hinter sich zu. Sie würde erst in einigen Stunden gefunden werden. Er freute sich schon jetzt auf die Reaktionen. Er fühlte sich fabelhaft. Es würde ein großartiger Morgen werden, wenn die Sonne aufging.

Bisher war alles nach Plan verlaufen. Die Befriedigung, zu tun, was er getan hatte, während die ganze ahnungslose Stadt um ihn herum schlief, war wie ein Rausch.

Er verließ das Gebäude. Ein einsames Auto fuhr in der engen Straße an ihm vorbei. Am Steuer offenbar eine junge Frau. Leise summend ging er ruhig die Straße entlang, um seinen eigenen Wagen zu holen.